

Expansion · Interaktion · Akkulturation

Globalhistorische Skizzen

Band 46

Unbekannte Geschichte(n) Japans
Sozialhistorische und interkulturelle Betrachtungen
1841–1912

Expansion · Interaktion · Akkulturation

Globalhistorische Skizzen

Geschäftsführende Herausgeber:

Helene Breitenfellner (Wien), Eberhard Crailsheim (Madrid),
Andreas Obenaus (Wien), Philipp A. Sutner (Wien)

Mitherausgeber:

Thomas Ertl (Berlin), Peter Feldbauer (Ratten), Sylvia Hahn (Salzburg),
Bernd Hausberger (Mexiko-Stadt), Andrea Komlosy (Wien),
Thomas Kolnberger (Luxemburg), Jean-Paul Lehnens (Luxemburg),
Gottfried Liedl (Wien), John Morrissey (Baden),
Stephan Nicolussi-Köhler (Innsbruck), Manfred Pittioni (Wien),
Johannes Preiser-Kapeller (Wien), Angela Schottenhammer (Leuven),
Birgit Tremml-Werner (Stockholm), Peer Vries (Amsterdam)

für den Verein zur Förderung von
Studien zur interkulturellen Geschichte,
Pichlergasse 6/8, A-1090 Wien und den
Forschungsschwerpunkt Globalgeschichte der Historisch-
Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien,
Universitätsring 1, A-1010 Wien

Sepp Linhart

Unbekannte Geschichte(n) Japans
Sozialhistorische und interkulturelle Betrachtungen 1841–1912

Mit einer Einleitung von
Sabine Frühstück

mandelbaum *verlag*

Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Unbekannte Geschichte(n) Japans
Sozialhistorische und interkulturelle Betrachtungen 1841–1912
Sepp Linhart –
Mandelbaum Verlag eG
office@mandelbaum.at
Wipplingerstraße 23, 1010 Wien
ISBN 978-3-99136-088-9

© 2025, Sepp Linhart, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Marianne Oppel, Weitra

ISBN 978-3-99136-088-9

Lektorat: Helene Breitenfellner

Coverbild: *Sake wa kenzake* (Sake muss *kenzake* sein) – anonymes Farbholzschnitt aus dem Jahr 1847 zu einer Theateraufführung am Kawarazaki-Theater in Edo. Um die Zensur zu hintergehen, wurden die Schauspieler mit ihren charakteristischen Gesichtszügen als Tiere gezeichnet. Besitz des Autors.

Umschlaggestaltung: Michael Baiculescu

Druck: Primerate, Budapest

Inhalt

- 7 Variationen des Hinterfragens vom letzten *Homo Academicus Universalis* der Japanforschung. Eine Einleitung von Sabine Frühstück
- 15 Japan von 1841 bis 1912. Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen
- 61 Waren die Edo-zeitlichen Wallfahrten Vergnügungsreisen? Belege aus Tagebüchern von Ise-Pilgern
- 85 Die große Chrysanthemenpuppen-Ausstellung 1845 in Edo. Ein Akt zivilen Ungehorsams?
- 107 Die Welt – ein *ken*-Spiel. Anmerkungen zum *ken*-Boom ab 1847
- 139 Die Entdeckung der Nacktheit in Japan durch den Westen und ihr erzwungenes Verschwinden. Ein vergessener Kulturkonflikt
- 165 *Chonkina* – ein japanischer oder europäischer Strippoker-Tanz?
- 195 Matsubara Iwagorō und Max Winter. Sozialreportagen aus Tōkyō und Wien um 1900
- 215 Nachbemerkung des Autors
- 221 Autor und Autorin
- 223 Abbildungen

Variationen des Hinterfragens vom letzten *Homo Academicus Universalis* der Japanforschung

Eine Einleitung

Sabine Frühstück

Zwischen Tanz und Gesang, Imperialismus und Sozialreportage gibt es in diesem Band allerlei Spannendes zu entdecken, das selbst belebten JapanfreundInnen neu sein wird. Trotz ihrer Vielfalt zeigen die hier versammelten Aufsätze längst nicht die gesamte Bandbreite des herausragenden wissenschaftlichen Schaffens ihres Autors, Sepp Linhart – letzter *Homo Academicus Universalis* der Japanforschung. Über die vergangenen fünfzig Jahre verfolgte Linhart soziologische, historische und kulturwissenschaftliche Fragen mit unbändigem Willen, nicht nur um Neues zu entdecken, sondern auch um Neues dazuzulernen und Altes (hier: historische Gegebenheiten) in neuem Licht zu präsentieren. LeserInnen werden sich mit Recht fragen, ob hier ein verspielter Soziologe oder ein rebellischer Kunsthistoriker am Werk ist oder ob man sich den Autor als Sammler, Sozialkritiker oder verschmitzt lachenden Wanderer am Weg zur nächsten unerwarteten Entdeckung vorzustellen hat. Auf der Suche nach bisher übersehenen Dokumenten, Bildern und kulturellen Praktiken und deren wandelnden Bedeutungen kümmert sich Linhart wenig um die Konventionen und Grenzen traditioneller Disziplinen. Stattdessen stellt er freche soziologische Fragen zu kulturellen Phänomenen und bringt so die politische Bedeutung eines Tanzes genauso klar zum Vorschein wie das sozial explosive Potenzial eines Trinkspiels. Für uns LeserInnen entdeckt Linhart, dass so manche Poesie längst nicht nur Wohlgebildeten vorbehalten war und dass sich so manche Ikone der japanischen Kunstgeschichte neben ihrer allseits bekannten Werke auch vulgärerem Kreationen gewidmet hat. Wenn man sich die Mühe macht, scheint Linhart zu rufen, den Schleier der Klischees zu lüften, gewinnt man Einblicke in eine ironische, subtilwiderständige, und ganz und gar nicht homogene japanische Kultur.

Die hier versammelten Variationen des Hinterfragens nehmen immer wieder überraschende Wendungen. Diese Einleitung versucht einen Rahmen um ein wildes Werk zu legen, das sich durch eine erfrischende Rahmenlosigkeit auszeichnet. Zuerst aber ein paar Worte zum Autor. Seine Laufbahn als Buchautor hat Linhart mit zwei Studien begonnen: *Sozialer Wandel in ländlichen Siedlungen der japanischen Nordinsel Hokkaidō: Studien zur Einwanderung, Kolonisation und Entwicklung der modernen Agrargesellschaft* (1970) und *Arbeit, Freizeit und Familie in Japan: Eine Untersuchung der Lebensweise von Arbeitern und Angestellten in Großbetrieben* (1976). Das enorme Opus, das folgte, bleibt der Soziologie treu, entwickelt sich aber beindruckend in verschiedene andere Richtungen. Zum Ersten durchschreitet Linhart im Lauf seiner Karriere mehrere Jahrhunderte, die sich heutige JapanforscherInnen typischerweise in drei sorgfältig voneinander abgegrenzte Gebiete – Vormoderne, Moderne und Gegenwart – aufteilen. In manchen seiner Arbeiten geht es zurück bis in die Edo-Zeit (1603–1867). In der jüngeren Vergangenheit interessiert Linhart sich sowohl für den nicht ganz gewaltfreien Übergang von Japans Feudalregime zu einer Monarchie als auch die Periode der Moderne (–1945) selbst. Dem japanologischen Ethos treu, das sich das Studium Japans nicht in erster Linie den Disziplinen, sondern ausgewählten Problemen verbunden fühlt, widmet er sich sowohl historisch-soziologischen als auch kulturwissenschaftlichen und kunsthistorischen Themen. Neben vielen anderen Auszeichnungen wurden Linhart das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse und der Orden der Aufgehenden Sonne am Band mit goldenen Strahlen verliehen. Gastprofessuren in den Vereinigten Staaten, Japan, Finnland und Frankreich begleiteten seine vierunddreißigjährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der Japanologie an der Universität Wien, dem einzigen Institut in Österreich, das sich ausschließlich Japan und Ostasien widmet.

Mehr als zehn Jahre nach Linharts Emeritierung ist noch lange nicht Schluss. In dem vorliegenden Sammelband finden sich neue und eigens überarbeitete Fassungen bereits in anderer Form erschienener Artikel Linharts. LeserInnen wird es schwerfallen, einen zweiten Japanforscher zu nennen, der sich berechtigterweise als Experte für Holzschnitte, als Pionier der japanischen Spieleforschung, als Analytiker und Interpret von Tänzen, Sozialreportagen sowie Fragen von Nacktheit und Scham, und als Kenner österreichisch-japanischer Kulturbeziehungen ausgeben kann. Schrift und Sprache haben sich seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts enorm gewandelt. Jedes einzelne Thema hat eine große Anzahl

japanischsprachiger Arbeiten hervorgebracht. Zudem hat sich die Praxis der Geistes- und Kulturwissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend spezialisiert. Linhart schöpft hier aus dem Vollen.

Der erste Teil – „Japan von 1841 bis 1912 – Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen“ – präsentiert Linharts Beschreibung der Moderne Japans, die schon im neunzehnten Jahrhundert mit Kolonialisierung einhergeht und im zwanzigsten Jahrhundert militaristisch-imperialistisch eskaliert. Im neunzehnten Jahrhundert hat sich Japan sowohl Okinawa als auch Hokkaido, die nördlichste der vier Hauptinseln, einverleibt und sich von da an zur imperialistischen Macht in Asien entwickelt, deren Nachwirkungen bis heute in Japan selbst und vor allem in Asien und darüber hinaus zur Debatte stehen. Okinawa fühlt sich bis heute oft von der Regierung des Landes als Stiefkind behandelt und bleibt hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch einerseits, in erster Linie ein subtropisches Tourismusgebiet sein zu wollen, und der Tatsache andererseits, zu einem nicht unterschätzbaren Ausmaß ökonomisch von amerikanischen Militärstützpunkten und Kasernen abhängig und geprägt zu sein. Dabei handelt es sich um ein Spannungsverhältnis, das gerade unter dem Einfluss aktueller Manöver der chinesischen Marine wieder im Brennpunkt der Aufmerksamkeit der Sicherheitsexperten steht. Hokkaido ist sich heute mehr denn je seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges der Nähe zu China und Russland bewusst. Hokkaido ist aber auch das ursprüngliche Zuhause der Mehrheit der verbleibenden indigenen Bevölkerung Japans, den Ainu. Deren Erforschung am Ende des neunzehnten und der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hat eine unrühmliche Vergangenheit, erfreut sich aber neuerdings einer Renaissance, die von den globalen liberalen Idealen sozialer Gerechtigkeit getrieben ist und sich auch für die Erhaltung und Wiederbelebung einer mittlerweile zum größten Teil assimilierten Kultur stark macht. In weiten Teilen früherer japanischer Kolonien sind zumindest in der jungen Generation massive Ressentiments einer enormen Begeisterung für japanische Populär- und Massenkultur gewichen. Davon ausgenommen sind vor allem China und gelegentlich Südkorea, wo zwar japanische Populär- und Massenkultur gleichermaßen beliebt sind, aber in einer eigenartigen Koexistenz mit dem immer wieder aufflammenden und oft politisch geschürtem Japanhass existieren. Das sensitivste Thema sind die vom japanischen Militär im Krieg versklavten „Trostfrauen“, zu deren Gedenken mittlerweile rund um die Welt – in Seoul, Berlin, San Francisco und dutzenden anderen Städten – Denkmäler errichtet wurden.

Um Populärkultur, Vergnügen und Freizeit im weitesten Sinn geht es denn auch in den nächsten fünf Kapiteln. Im zweiten Kapitel stellt Linhart die folgende provokante Frage: „Waren die Edo-zeitlichen Wallfahrten Vergnügungsreisen?“ Diese Frage ist natürlich nur provokant, wenn man sich die Umstände der Zeit vor Augen führt. Reisen war extrem beschränkt und erforderte ein Ansuchen um die Reiseerlaubnis. Wallfahrten wie solche zum Ise-Schrein genauso wie Kuraufenthalte an heißen Quellen waren für gewöhnliche Leute eigentlich die einzigen legitimen Weisen, ihr Dorf für eine Weile zu verlassen und sich auf eine Reise an Orte und in Gegenden zu begeben, die viele von ihnen zum ersten Mal besuchten. Der Ise-Schrein ist ein Shinto-Schrein, der im Shinto-Glauben als höchstes Heiligtum Japans gilt, und bis heute eine Reise wert ist. Was für heutige internationale ErstbesucherInnen des Schreins geheimnisvoll und exotisch erscheint, war Edo-zeitlichen japanischen Reisenden keineswegs weniger fremd. Selbst das Wort für diese Fremde, *kuni*, konnte damals sowohl „Land,“ „Territorium“ oder „Domäne“ bezeichnen, nicht etwa wie später in der Moderne und Gegenwart eine eindeutige Bezeichnung für ein anderes Land sein.

Die Lektüre und Analyse von Tagebüchern, derer sich Linhart in diesem Kapitel widmet, erfordern besonderes Fingerspitzengefühl und die Fähigkeit, beinahe so viel zwischen den Zeilen zu lesen wie den Text selbst zu interpretieren. Die meisten Pilger konzentrierten sich nämlich mehr darauf, bloß ihre Ausgaben festzuhalten, und nicht ausführlich zu beschreiben, was sie gesehen und getan haben. Was kann man aus diesen Ausgaben entnehmen? Gönnten sich die Reisenden mehr als sie es zu Hause getan hätten? Oder waren sie, möglicherweise eingeschüchtert von den vielen unbekanntenen Orten und Gepflogenheiten, sparsamer, um auf Nummer sicher zu gehen? Wie bei vielen historischen Quellen, vor allem aber bei Tagebüchern, fragt sich Linhart hier natürlich auch, wie ehrlich die Leute waren. Haben möglicherweise besonders Männer die Ausgaben für Vergnügungen, die ihre Familien nicht gutgeheißen hätten, einfach verschwiegen? Wer konnte denn die Bordelle am Wegesrand besucht haben, wenn nicht Reisende, die daran vorbeizogen und aller Wahrscheinlichkeit nach den Bedarf für solche erst erzeugt hatten? Und wie war es mit den Essensausgaben? Hatten die WallfahrerInnen denn Freude daran, neue Speisen auszuprobieren, oder aßen sie unwillig und sehnten sich nach dem Gewohnten? Linhart kommt jedenfalls zum Schluss, dass Wallfahrten in der Tat nicht nur religiösen Zwecken dienten, sondern auch Möglichkeiten für Reisende boten, sich weiterzubilden und Spaß zu haben. Man vergesse auch nicht die

Geschichten, die sie zu Hause zu erzählen hatten und die von talentierten Wallfahrern und Geschichtenerzählern sicherlich noch fantastischer klangen als ihre Erlebnisse selbst gewesen waren.

Wer meint im dritten Kapitel zu „Die große Chrysanthemenpuppen-Ausstellung in Edo 1845 – ein Beispiel für zivilen Ungehorsam“ ginge es allein um ein Vergnügen, das vorwiegend oder womöglich ausschließlich puppenspielenden Kindern Freude bereitet hatte, irrt sich gewaltig. Auch Blumen und ihre Verwendungen können politische Bedeutungen haben. Ausgewählt aus mehr als zehntausend Arten in allerlei Farben und mit allerlei Eigenschaften ausgestattet, die sie als Herbstblume prädestinieren, ziert die sechzehnblättrige Chrysantheme zum Beispiel das Wappen des japanischen Kaiserhauses und wird als Nationalblume gefeiert. Chrysanthemen werden in Japan aber auch für Speisendekoration, für medizinische Zwecke und Tees sowie für kurzlebige Puppen gezüchtet, die nach wie vor im Herbst ausgestellt werden. Ähnlich vielschichtig ist die Bedeutung japanischer Puppen von fast jeder Art. Manche Puppenarten werden bis heute von Kunsthandwerkern hergestellt. Viele haben eine bewegte Geschichte, die durch Krieg und Frieden führt. Tatsache ist, dass Puppenausstellungen bis heute viele tausende Besucher anziehen. Und manche Puppenbesitzer bestehen darauf, dass ihre Puppen, wenn sie mal keine Verwendung mehr dafür haben, mit Hilfe von buddhistischen Ritualen ins Jenseits befördert werden. Tatsächlich, so Linhart, war zumindest die große Chrysanthemenpuppen-Ausstellung von 1845 in Edo von subversiven Momenten bestimmt, die den ausgestellten Puppen zusätzliche, unvermutete Bedeutung als Ausdruck zivilen Ungehorsams und des Widerstandes gegen eine repressive Regierung verlieh.

Die meisten von uns mögen dazu neigen, Freizeitbeschäftigungen und Spielereien als Auszeit zu verstehen, die wir frei von sozialen Erwartungen verbringen, um zu entspannen oder Energie zu schöpfen oder einfach auch nur mal abzuschalten. Auf den ersten Blick scheint es, als würden populäre Edo-zeitliche Trinkspiele namens *ken* genau zu dieser leichten Form der Unterhaltung gedacht gewesen sein. Bei Kapitel vier angekommen sind LeserInnen aber mit Linharts Tricks vertraut: Da ist mehr dahinter! Und zwar etwas, woran bisher niemand gedacht hat! Und in der Tat, Linhart lüftet das Geheimnis, warum ausgerechnet diese Art von Spiel, das oft Mord, Diebstahl und anderen Katastrophen zum Gegenstand hatte, sich außergewöhnlicher Popularität erfreute, und zwar über Jahrhunderte hinweg und ununterbrochen von der Ent-

stehung des modernen Nationalstaats bis hin zu einer aktiven Hinwendung zu westlichen Werten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Wem da noch nicht die Gänsehaut über den Rücken läuft, ist gewappnet für das überaus kontroversielle Thema, das Gegenstand der Analyse im fünften Kapitel ist. In „Die Entdeckung der Nacktheit in Japan durch den Westen und ihr erzwungenes Verschwinden: Ein vergessener Kulturkonflikt“ fragt Linhart, ob wirklich wir Europäer (und Amerikaner) daran Schuld tragen, dass Japaner sich am Weg in die zivilisierte, moderne Gesellschaft genötigt sahen, Nacktheit in der Öffentlichkeit abzuschaffen. Linharts Antwort ist eindeutig. Er meint: ja. Vor dem Auftauchen einer größeren Zahl typischerweise weißen Nicht-Japanern seien Japaner (und möglicherweise Japanerinnen) spärlich bekleidet vom öffentlichen Bad nach Hause gegangen, ohne Aufsehen zu erregen. In öffentlichen Bädern badeten Männer und Frauen gemeinsam. Für beide Geschlechter soll es nichts Besonderes gewesen sein, am Wegesrand die Notdurft zu verrichten. Dann aber seien die Europäer und Amerikaner gekommen und hätten diese Gepflogenheiten für kurios oder sogar skandalös befunden. Deswegen habe die japanische Regierung prompt versucht, sie abzuschaffen. Trotz vielfältigem Widerstand, den Linhart überzeugend beschreibt, ist es heute offensichtlich, dass sie am Ende erfolgreich war. Nur an wenigen traditionellen Orten heißer Quellen ist gemischt-geschlechtliches Baden heute noch zugelassen. Kurioserweise sind es gerade VertreterInnen der jüngeren Generationen, die sich in semi-öffentlichen Räumen eines Bades vor Personen des anderen Geschlechts mit der Ausnahme von Kindern genieren.

Im sechsten Kapitel geht es ebenfalls heiter (und obszön) zu. Das Kapitel bietet eine Art Biografie eines Liedes und des dazugehörigen Tanzes, „Chonkina – ein japanischer Tanz in europäischen Schilderungen.“ Mit sichtlichem Vergnügen deckt Linhart hier auf, dass ein Lied längst nicht einfach ein Lied ist. Chonkina wandelte sich jedenfalls im Kontext sozialer Bedingungen, missverstandener oder falsch übersetzter Wörter und Aussprachen, sowie situationsbedingt von einem völlig beliebigen Kinderlied zu einem Trinklied und von einem Trinklied zu einem Lied, das vornehmlich in Bordellen gesungen wurde, die vorwiegend von Nicht-Japanern frequentiert wurden. Einmal mehr zeigt Linhart hier, dass Nacktheit zumindest in bestimmten Kontexten und Darstellungen sowie Anspielungen auf Sex nicht allein der Anregung, sondern auch als Anlass oder Aufhänger für Humor und Gelächter dienen. In diesem Sinne schwingt in diesen vordergründig unterhalt-

samen Kapiteln auch ein wenig Wehmut angesichts des impliziten Verlusts einer gewissen vormodernen Leichtigkeit mit.

Im abschließenden siebten Kapitel besinnt sich Linhart auf seine soziologischen Anfänge und verengt seinen Blick auf den Vergleich zwischen zwei Individuen in Wien und Tokyo, die sich etwa zur gleichen Zeit mit ähnlichen Problemen beschäftigten. In „Matsubara Iwagoro und Max Winter – Sozialreportagen aus Tōkyō und Wien“ stehen die dunklen Seiten der Urbanisierung am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zur Debatte. Die daraus resultierende Migration in die Städte brachte jungen Leuten vom Lande viele neue Freiheiten wie beispielsweise die relative Loslösung von den Erwartungen der Familie und den Normen der Dorfgemeinschaften. Sie navigierten aber auch schwerwiegende neue Probleme, die prompt eine (fast ausschließlich männliche) erste und zweite Generation von Soziologen auf den Plan riefen. Beseelt von Überzeugungen, die man heutzutage mit ‚sozialer Gerechtigkeit‘ verbinden würde und die auch damals von sozialreformerischen oder sozialistischen Motiven herrührten, untersuchten diese Soziologen die urbanen Verhältnisse mit neuen sozialwissenschaftlichen Methoden der Beobachtung, Vermessung und Befragung. Erste Einsichten zu urbaner Armut, Literalität und Wohnverhältnissen schufen Sozialwissenschaftlern nicht nur ihre Daseinsgrundlage, sondern erlaubten ihnen genauso wie Sozialreformern, Politikern, Pädagogen und Medizинern Lösungsmöglichkeiten zu entwerfen. Journalisten, zumal vom Schlag eines Matsubara und eines Winter, spielten eine mindestens ebenso große Rolle. Sie brachten ihre Beobachtungen und Einsichten in Zeitungen und Zeitschriften und gelegentlich sogar in Büchern unter lesende Leute.

Natürlich lässt sich dieses Buch vom Anfang an zum Ende lesen. Das Lesevergnügen wird aber keineswegs geschmälert, sollte man sich entscheiden, mit einem Kapitel anzufangen, das die Neugierde besonders erweckt. Variationen des Hinterfragens zwingen schließlich niemandem eine Ordnung auf!

Japan von 1841 bis 1912

Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen

Vorbemerkung

Denken in Jahrhunderten hat in Japan keine Tradition. Die Zeitrechnung erfolgte nach den Regierungsdevisen der Tennō, die nicht mit der Regierungszeit eines Tennō übereinstimmen mussten. So gab es während der hier behandelten Geschichte von 1841 bis 1868 drei Tennō,

Ninkō (1817–1846),
Kōmei (1847–1866) und
Meiji (1866–1912),
aber acht Regierungsdevisen:
Tenpō (1830–1844),
Kōka (1844–1848),
Kaei (1848–1854),
Ansei (1854–1860),
Man'en (1860–1861),
Bunkyū (1861–1864),
Genji (1864–1865) und
Keiō (1866–1868).

Längere Epochen hingegen wurden nach den herrschenden Geschlechtern (Tokugawa-Zeit, 1600–1867) oder deren Residenzorten (Edo-Zeit, 1600–1867) benannt. Nach der Meiji-Restauration verwendete man wieder ausschließlich die Regierungsdevisen der Tennō, aber für die gesamte Regierungszeit nur eine einzige Devise, im hier behandelten Zeitraum also nur Meiji (1868–1912).

Wenn wir hier unsere eurozentrische Sichtweise als Maßstab nehmen und so tun, als ob es auch in Japan ein 19. Jahrhundert gegeben hätte, dann ist zweifellos die Systemänderung, die sich hinter den Eckdaten Landesöffnung 1854, erste „Ungleiche Verträge“ 1858, Meiji-Restauration 1867/68 und Verfassung 1889 verbirgt, das beherrschende Ereignis dieses Jahrhunderts. Die Zeit ab 1770, ja sogar ab 1715, wird als Vorläuferzeit für die großen Veränderungen definiert, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen. Während man früher fast

ausschließlich die externen Faktoren für die Erklärung der Veränderungen im Japan des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts heranzog, tendiert man heute dazu, auch den internen Faktoren eine wesentliche Bedeutung beizumessen. Mit dem Erlass einer Verfassung im Jahr 1889 war der erste Schritt zur Etablierung einer stabilen Macht in Japan getan, die in den nächsten 60 Jahren einen imperialistischen Kurs einschlagen sollte, der mit dem Sino-Japanischen Krieg 1894/95 begann. Das 19. Jahrhundert endet zwar in Japan mit dem Erlass der Verfassung relativ früh, weil seine Wurzeln aber tief ins 18. Jahrhundert zurückgehen, könnte man es trotzdem als ein ‚langes Jahrhundert‘ bezeichnen.

Obwohl diese Veränderungen in der großen Politik natürlich auch zumindest langfristig zu Änderungen im Leben des Volkes, der Bauern, Handwerker und Kaufleute, führten, wurden sie oft kurzfristig gar nicht wahrgenommen. Es gab aber politische Maßnahmen, die das Leben des Volkes sehr wohl beeinflussten, und eine solche sehr wesentliche Maßnahme habe ich hier als Eckdatum für die folgenden Betrachtungen ausgewählt, die Tenpō-Reformen ab 1841. Als zweites Eckdatum bietet sich der Russisch-Japanische Krieg von 1904/05 an oder aber der Tod des Tennō Meiji 1912.

Die Reformen im 18. Jahrhundert

Die etwa 20 Jahre andauernde Kyōhō-Reform ab 1716 unter Shōgun Tokugawa Yoshimune (1684–1751) gilt als die erfolgreichste Wirtschaftsreform Japans, auf die alle späteren Reformversuche Bezug nahmen. Im Mittelpunkt stand die Gesundung der Finanzen des Shōgunats, was mit Sparen, einer Einfuhrverringerung und Neulanderschließung erreicht werden sollte. 30 Jahre später setzte der Kammerherr Tanuma Okitsugu (1719–1788) auf expansive Maßnahmen und förderte Kaufleute und Außenhandel, doch musste er 1786 nach Missernten und Hungerkatastrophen sein Amt abgeben.¹

Tanumas Nachfolger wurde Großkanzler Matsudaira Sadanobu (1759–1829), ein Enkel des Reform-Shōguns Yoshimune. Konservativ, prinzipienfest und zutiefst moralisch fühlte er sich verpflichtet, Tanumas Reformen zurückzufahren, eine Sparpolitik durchzuführen und Japan wieder auf einen isolationistischen Weg einzuschwören. All diese Maßnahmen aus der Ära Kansei (1789–1801) werden als Kansei-Reformen bezeichnet. 1790 erließ Sadanobu ein Verbot der heterodoxen

¹ Hall 1955.